

dtv

Viktor Remizov

Asche und Staub

Roman

Aus dem Russischen
von Annelore Nitschke

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe 2016
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© Viktor Remizov, 2014

Im Original erschien der Roman unter dem Titel
»Vol'ja vol'naja« erstmals 2014 in der Zeitschrift »Novyj mir«,
in Buchform im Verlag Grand Ekspress in Chabarowsk.
Eine weitere Ausgabe veröffentlichte 2015 der Moskauer Verlag AST.
Das Werk wurde vermittelt durch die Literaturagentur
Maria Schliesser und Banke, Goumen & Smirnova Literary Agency
(www.bgs-agency.com)

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28095-2

Genka entwirrte die Leine, knotete sie um den fest eingeschlagenen Pfahl, zog daran, um den Halt zu prüfen, und ging zum Boot. Der ramponierte alte Fischerkahn schaukelte am Ufer. Am Bug lag das Schleppnetz als rotbrauner Haufen aus Leinen und Schwimmern. Scheppernd legte er die Riemen in die Dolle ein und ruderte mit dem Heck voraus gemächlich in die Strömung. Das Netz glitt breit vom Bug, schurrte klirrend über den Rand, klatschend und spritzend fielen die Senkbleie ins Wasser. Die Morgensonne lugte soeben hinter dem Berg hervor und begann sacht zu wärmen. Das in der Bilge gefrorene Eis zerschmolz zu kleinen Pfützen.

Bedächtig tauchte er die grob behauenen Lärchenholzruder ohne Kraftaufwand ins klare Wasser und drehte sich von Zeit zu Zeit um – er hielt sich am Rand der Strömung und umrundete die Gumpe. Den ganzen August hatten sein Sohn und er so gefischt ... Damals war es Genka egal gewesen, ob es viel Fisch gab oder wenig. Sie legten das Netz aus, zogen es ins Flachwasser, Mischka stieg ins Netz, holte die dickbäuchigen, verzweifelt zappelnden Rogner heraus und warf sie dem Vater ans Ufer. Der schlitzte, die qualmende Zigarette im Mundwinkel, den Kopf schräg gelegt und die Augen zusammengekniffen, den weichen, dünnhäutigen silbernen Bauch auf. Die zarten, fleischig violetten Fischrogen warf er in eine Schüssel, den Fisch ins Wasser. Der wurde, kaum noch sich rührend und schon willenlos, von der Strömung mitgerissen.

Aber das war im August gewesen, nicht weit von der Siedlung entfernt und gegen Geld. Jetzt fischte Genka in seinem eigenen Revier, in seinem Flüsschen, und nicht um des Kaviars, sondern um des Fischfangs willen. Es war ihm wichtig, was ihm ins Netz ging, ab und zu spähte er zur Seite. Die am Bug befestigte Leine spannte sich straff. Der Bogen der hellen Schaumstoffschwimmer tanzte heftig auf dem sich kräuselnden grünen Wasser und erfasste gerade den ganzen Strudeltopf. Genka legte sich in die Riemen und steuerte mit einer schwungvollen Drehung das Ufer an.

Im spitz zulaufenden Oval des Netzes warfen sich dunkle Rücken hin und her. Ins Freie ginge es nur durch die Öffnung oben, zwischen den Schwimmern, doch dafür müsste man hochkommen und sich zeigen, und genau das fürchteten die Fische und drängten weiter stur gegen die festen Maschen. Die verwegenen sprangen über den Rand, aber davon fanden sich nur wenige. Die Übrigen, der ganze bunte Schwarm aus rosasilbrigen Schmerlen, gestreiften, schweren sibirischen Lachsen, freiheitsliebenden Äschen, die in klaren Quellbächen heimisch waren, sträubten sich in einer verängstigten Masse, hielten das Netz prall und halfen dem Fischer, sie in Schüben ans Ufer zu werfen, wo sie umeinanderglitten.

Genka wunderte sich jedes Mal: Hätten sie gedreht, abwärts in die Strömung, wären alle entkommen, und er hätte nichts dagegen machen können. Sie hätten sogar mitsamt seiner ganzen Ausrüstung entkommen können, so viele waren sie. Aber sie wagten nicht, gegen Gesetze zu verstoßen, die nicht sie gemacht hatten, und Genka, der das unnachgiebige Gewicht des von den Fischen aufgespreizten Netzes spürte, näherte sich dem Ufer mit großem Kraftaufwand, die Beine gestreckt und den ganzen Rücken gegen das Gewicht anstemmend.

Es war eine gute Gumppe; hier hatte er auch seine Basishütte errichtet, weil man in der ganzen Juchta nirgendwo besser fischen

konnte. Das Boot rumpelte mit seinem Aluminiumrumpf dumpf über das Ufergeröll, Genka sprang ans Ufer und ergriff die Leine. Der schwere lebendige Sack des Netzes schnürte sich in der Gegenströmung des Strudels langsam von selbst zu. Genka zog, merkte, dass er es so nicht schaffen würde, legte sich die Leine über die Schulter wie ein Treidler und stemmte sich gegen das Flüsschen. Der Schwarm gab nach, hinter ihm brodelte und plätscherte es schon gehörig. Genka zog den Netzkragen ans Ufer, schlang die Leine um den Pfahl und wischte mit einem zufriedenen Ächzen die nassen roten Hände an der Jacke ab. Angelte nach den Zigaretten.

Es waren viele Fische. Die Tiere konnten nicht mehr zappeln und drückten einander auf die seichte Stelle. Dem Untergang geweiht, schnappten ihre Mäuler durch das Netz nach Luft, die Kiemen flatterten und stießen Blasen aus. Ein kräftiger, etwa acht Kilo schwerer, massiger Lachsmilchling schlug um sich und sprang sogar selbst über die nassen Kiesel ans Ufer. Genka ging in die Hocke und betrachtete die lebendigen straffen Körper. Er rauchte ruhig und dankbar, dachte, wie er morgen noch einmal das Netz auslegen würde, und das wär's dann. Ein guter Fang – er reichte für die ganze Saison: sowohl für die Hunde wie auch als Köder.

Wie alle berufsmäßigen Fischer und Jäger liebte er diese ersten Tage vor der Jagd. Das Flüsschen, der Wald – alles war wieder neu. Und alles war ein klein wenig anders. So betrachtet man einen alten Kumpel, den man ein Jahr lang nicht gesehen hat und den wiederzutreffen man sich freut. Grau ist er geworden, hat eine neue Narbe und Falten auf der Stirn ... So schien es ihm auch hier. Das Ufer war ins Flüsschen abgebröckelt, der Pfad mit Nadeln bedeckt, die uralte Lärche hatte es aus der Erde gedrückt, quer über die Lichtung, fast auf die Hütte. Und noch mehr kleine Veränderungen nahm er wahr ... alles war erneuert, frisch.

Und über diese ewige, unwandelbare Wiederkehr – alles wäre genauso wie im vorigen und vorvorigen Jahr, aber man müsste alles aufs Neue erkennen – empfand Genka große Freude, erspürte darin vielleicht sogar den Sinn des Daseins. Das Hochgefühl angesichts der Frische und Endlosigkeit des Lebens hob ihn über die Erde, über sein Flüsschen und die Taiga hinaus. In diesen Augenblicken glaubte er, es würde immer so bleiben. Jeden Herbst würde er durch eine besondere Freundschaft mit dem Herrgott an seine Juchta fahren, und alles wäre wieder so schön wie eh und je.

In diesem Jahr war er am zweiten Oktober aufgebrochen. Kaum hatte es nach Kälte und Schnee gerochen, gab es kein Halten mehr. Die Saison verhiess nichts Gutes: Das Zirbelkrumholz war mit großen Zapfen übersät, und die Mäuse hatten sich stark vermehrt – schon im Sommer war klar gewesen, dass der Zobel nicht in die Fallen gehen würde. Genka setzte auf die Hunde. Solange sie mit dem Bauch keine Spur im Schnee hinterließen, konnte er bis Mitte oder auch Ende November einiges erbeuten.

Mit den Jahren – er war dreiundvierzig – war Genka dieses einsame Taigaleben immer mehr ans Herz gewachsen. Er wunderte sich – vieles wurde ja mit zunehmendem Alter uninteressant und machte sich ruhig aus dem Leben davon, diese Neigung aber wurde nur stärker. Im Wald ging es ihm immer gut. Besser als irgendwo sonst und mit irgendwem sonst.

Er krepelte die Ärmel auf, schlug die Stulpen der Stiefel hoch und schritt, die schlüpfriegen festen Leiber auseinanderschubend, ins Netz hinein. Die Fische waren zappelig, bespritzten seine Beine. Eine paarungsbereite Schmerle, dunkelgrün mit roten und rosa Flecken, die obenauf lag, quer über einem anderen Fisch, sträubte die weißen Flossenstrahlen auf dem orangen Bauch, schluckte krampfhaft Luft und schlug plötzlich verzwei-

felt mit dem Schwanz, bespritzte Genka von Kopf bis Fuß. Er hob den Netzkragen an, bedeckte den Fisch mit dem Kescher, packte ihn am Schwanz und warf ihn ans Ufer: Ketalachse auf die eine Seite für die Hunde und als Köder, Schmerlen und Äschen auf die andere – er hatte zwei kleine Pferche gezimmert.

Die Ketamilchlinge – massig, bucklig, mit dickem Knorpelmaul, kleinen starren Augen und Eckzähnen fast wie bei Hunden, bogen sich nur schwerfällig. Sie hatten keine Kraft mehr zu zappeln. Die Rogner – schmal, ohne Buckel, aber sonst genauso mit grünen, gelben und schwarzen Querstreifen und Flecken – waren kräftiger, sie sprangen immer wieder hoch und beschmutzten sich im grauen Sand. Aus manchen kamen die roten Erbslein noch heraus. Pazifische Lachse, die gelaicht hatten, gab es nur ganz wenige.

Mitte August, fast zwei Monate zuvor, waren sie aus dem Meer in den Fischliman gekommen, wohl wissend, dass dies ihr Flüsschen war, und waren flussaufwärts gewandert, zu den Wildbächen und Waldflüssen, wo sie geboren worden waren.

Die Rogner unterschieden sich nicht von den Milchnern. Robuste silberne Lachse waren die einen wie die anderen. Der Schwarm konnte zwei Wochen unterwegs sein, drei Wochen, manchmal auch einen Monat. Er zersplitterte in kleine Gruppen von fünf bis sieben Exemplaren und zog flussaufwärts. Im Süßwasser verwandelten sich die Milchner in hohe, bucklige, furchterregende schwere Kämpfer, die Rogner bekamen runde Bäuche. Die Fische fraßen nicht, ihre Mägen schrumpften, da sie für ihr Weiterleben nicht gebraucht wurden.

So wanderten sie. Tag und Nacht. Sie ruhten sich auf dem Grund von stillen, klaren Strudeltöpfen vor Sandbänken aus. Aus dem Fischliman wanderten sie in die seichte Juchta voller Stromschnellen und schlugen sich – manchmal auf dem Bauch und in Gänze aus dem Wasser ragend – zu ihren Heimatgumpen

durch, zu ihren Laichgründen. Nachts lauerten auf den Sandbänken Bären und Wölfe, tags fanden die Bärinnen und ihre Jungen, riesige Seedler mit weißen Schultern und kleine Ewonen mit flachen Gesichtern und ausgeklügelten Haken hier ihre Nahrung. Brigaden von Wilderern legten ihre Netze über die Gumpen.

Doch die Lachse in ihrem Hochzeitsgewand verfolgten hartnäckig ihr Ziel, und wer Glück hatte, kam dort an, wo es ihm bestimmt war. Und nun, am Ende ihres Weges, waren sie Paare.

Die Flitterwochen verbrachten sie in Genkas tieferem, glasklarem Flussabschnitt. Sie schwammen Seite an Seite und spielten. Reinigten sich vom Schlamm und wühlten mit den Mäulern den Kieselgrund auf. In einem nur ihr bekannten Augenblick verharnte das Weibchen über dem Nest, zitterte fein mit den Flossenstrahlen und legte den Rogen ab. Wie bei den Menschen überlief ein Krampf ihren Körper, vom Kopf bis zum plump gekrümmten Schwanz. Das Männchen schoss herbei, verharnte ebenfalls und bedeckte die im Wasser nicht erkennbaren Fisch-eier mit einer weißen Milchwolke.

Jetzt, Anfang Oktober, war alles vorbei. Ein Großteil des Schwarms hatte gelaicht und war eingegangen. Manche hatten sich als fauliger, verwesender Fisch auf den Grund neben ihre künftigen Kinder gelegt, andere hatte die Strömung flussabwärts getrieben. Sie alle begannen bei lebendigem Leib zu verwesen, wurden blind und bedeckten sich mit grauem und gelbem Schleim. Die grausamste Verwandlung – aus einem wunderschönen Silberleib voller Kraft und hehren Strebungen in ein hässliches, schleimiges, blindes Nichts – hatte sich vollzogen. Doch das Werk der Natur noch nicht. Ihre rundbäuchigen, durchsichtigen Jungen, die erst im Frühling geboren werden sollten, hätten nichts zu fressen, wenn sich ihre Eltern nicht zum Sterben neben die Nester gelegt hätten und sich auf ihnen nicht dieses scheußlich aussehende Plankton gebildet hätte.

Sie opferten sich um der Kinder willen, die sie niemals, unter keinen Umständen sehen sollten.

Genka beobachtete all das Jahr um Jahr, deshalb verwunderte ihn nicht, was alle verwunderte – wie die Lachse ihr Flüsschen fanden oder warum sie zugrunde gingen –, sondern der Vorgang an sich machte ihn staunen. Er geschah unglaublich zuverlässig. Herbst für Herbst, von Jahrtausend zu Jahrtausend. Nähme man aus diesem gewaltigen lebendigen Mechanismus auch nur ein kleines Teilchen heraus ... einmal ... in tausend Jahren ... alles wäre zu Ende. Aber Gott sei Dank nahm niemand etwas heraus, denn nichts ließ sich herausnehmen.

Genka zog das weitgehend geleerte Netz aufs Ufer, es waren nur noch Schmerlen darin. Dies waren auch Lachsfische, ebenfalls im Hochzeitsgewand, doch nach dem Laichen gingen sie nicht ein, sondern überwinterten in den Flusssumpfen und zogen im Frühling zum Meer hinab, um sich von Heringsrogen und den heruntergewanderten Jungfischen der Pazifischen Lachse zu ernähren.

Die Schmerlen starben nicht, deshalb fehlte ihnen offenbar diese besondere Lebenskraft – es kamen nie so viele, wie Pazifische Lachse kamen. Schmerlen hatten sogar dort Angst, wo es keinen Sinn hatte: Ein kleiner Ketarogner stürzte sich zur Verteidigung seines Nestes blindlings auf einen hungrigen Schmerlenschwarm, und die stoben auseinander. Es waren eben zwei verschiedene Lebensphilosophien. Die einen lebten und retteten sich nur in kleiner Anzahl, die anderen opferten sich, und das machte sie stark.

Das Wetter war herrlich. Tag für Tag, da er arbeitend von Hütte zu Hütte flussaufwärts wanderte, stand die Sonne am strahlend blauen Himmel. Die Lärchen nadelten über dem Fluss ab. Die gelbbraunlichen Nadeln trudelten wie schnelle leichte Kreisel in der klirrend kalten Luft und erstarrten plötzlich auf dem klaren

Wasserspiegel. Trieben langsam mit dem Himmel abwärts. Ihre goldenen Bänder säumten weich die Ufer. Es war das angenehmste Wetter – knapp unter null und nachts bis minus zehn Grad. Das Eis auf den Pfützen schmolz nicht. Morgens waren die sandigen Ufer bretthart – es ging sich darauf wie auf Asphalt. Der Fluss dampfte: Steine und aus dem Wasser ragende Baumknorren waren mit Reif verziert.

Genka wartete auf den Schnee. Sobald so viel gefallen wäre, dass er die Erde bedeckte, könnte er mit der Jagd beginnen. Er hätte natürlich auch so damit beginnen können, für die Hunde war der Geruch wichtiger, aber aufs Geratewohl und ohne das heitere, herausfordernde Bild der Fährten im Schnee ... war es lange nicht so schön. So arbeitete Genka im sicheren Gefühl, dass es bald schneien würde, vorerst an den Hütten, harnte aus und hielt die Hunde an der Leine. Den ersten Zobel vor dem ersten Schnee zu erbeuten galt ihm als schlechtes Omen – die ganze Saison würde dann das Wetter an seinen Nerven zerren, er käme wochenlang nicht aus der Hütte heraus.

Überhaupt war für Genka das erste erbeutete Wild das, was für eine Zigeunerin die Karten sind – das ganze Jagdglück sagte er daran voraus. Geschah es auf der ersten Pirsch, auf der zweiten oder erst später? Am besten wäre es, wenn auf der ersten, zweiten und auch dritten Pirsch nichts geschehen würde, sonst ginge es schlechter weiter und er hätte Pech. Wenn er aber noch vor Beginn der eigentlichen Jagd, auf dem Weg dorthin, schießen müsste, würde die Saison hektisch werden. Es gab noch weitere Vorzeichen – Weibchen oder Männchen, jung oder alt? Zeigte sich der Zobel auf einem Baum, oder müsste man ihn aus den Steinen herausräuchern?

In Wirklichkeit erinnerte er sich nicht genau, was seine selbst erdachten Vorzeichen bedeuteten, die Jagd war einfach eine wichtige Sache, und sie hektisch oder gierig zu beginnen war falsch.

Nicht nur der Mensch, sondern Gottes ganze Welt war widersprüchlich beschaffen. Genka legte die Fische aus und bedauerte, dass noch kein Schnee lag, erfreute sich jedoch an dieser sonnigen Herbstwonne: an dem unbewegten Himmel, der verstummten Taiga, dem Flussabschnitt, dessen Oberfläche man unter den sich langsam verschiebenden, verschrumpelten Birkenblättern erahnen konnte. All das würde sich schon bald unter dem Weiß verbergen. Auch das war schade. Er wusste nicht, was er mehr liebte – die goldene Taiga oder die erbeuteten Zobel? Genka ließ vom Fisch ab, dachte nach und verharrte mit Blick aufs andere Ufer. Die Zobel liebte er nicht, wenn sie erbeutet, sondern dem Hund entwischt waren.

Er legte die ermatteten Fische zum Gefrieren aus, schuppte ein paar Schmerlen und nahm sie aus. Gerade als er sie mit den Kiemen auf die Finger steckte, um sie in die Hütte zu tragen, stob Aika aus dem Gebüsch, stürmte zu ihm, warf den Kopf zurück und wedelte nicht nur mit dem Schwanz, sondern mit dem ganzen Hinterteil und sogar mit dem Bauch. Sie kam nicht näher. An ihrem Hals baumelte ein Stück durchgebissene Leine.

Aika war noch kein Jahr alt, die Tochter von Tschingis, der jetzt, an der Hütte angebunden, vor Verdruss heulte und kläffte. Genka wusste nicht, wie sie sich bei der Arbeit verhalten würde. Einerseits schien die kleine Hündin ein wenig feige zu sein, sie fürchtete sich vor Schüssen, andererseits hatte das Mädchen den nötigen Verstand. Tschingis hatte es in seinem langen Rüdenleben nicht gelernt, die Leine durchzubeißen, und diese Kleine hatte alles ganz schnell heraus. Man muss ihr das mit der Leine erklären, dachte Genka stirnrunzelnd.

»Was soll das, du Miststück?«, sagte er streng, aber irgendwie war er auch angetan von ihrem Streich.

Die kleine Hündin hatte sofort begriffen, dass ihr verziehen war, umrundete die Fische, schnappte sich eine große Schmerle am Rücken und rannte damit ins Gebüsch. Die Schmerle zap-

pelte. Aika ließ sie fallen, machte einen Satz nach hinten, schnappte mehrmals nach dem Fischkopf und biss das Rückgrat durch.

»Aika, du Miststück!«, brüllte Genka nun ernsthaft aufgebracht.

Aika fuhr erschrocken zurück, ließ den Fisch fallen, drehte sich um, machte ein paar Trippelschritte, wedelte mit dem Schwanz – ihre Miene war ernst, sie schien zu überlegen, was sie tun sollte –, und plötzlich stürzte sie sich auf den soeben gemopsten Fisch, packte ihn und trottete beflissen zu Genka.

»Na, was bist du denn für ein Hund!« Er schüttelte den Kopf und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Gib ihn mir!« Er nahm Aika den Fisch ab. Mischka hat ihr beigebracht, zu apportieren, dachte er.

Er stieg zur Hütte hinauf, schnitt die straffen, noch blutenden Schmerlen in den Kessel, gab Zwiebeln dazu, schüttete Wasser darüber und hängte den Kessel über das Feuer. Überlegte, was er nach dem Essen tun sollte. Man musste die gerissene Antenne neu spannen, den Vorratsspeicher reparieren, die Juchta aufwärts gab es noch fünf Hütten, die noch nicht instand gesetzt waren – die Fenster und Betten befanden sich noch unter dem Dach, das Brennholz, das er im Frühjahr gesägt hatte, war noch nicht zu allen Hütten geschafft worden. Und hier gab es auch noch viel zu tun. Fische fangen, zum Vorratsspeicher hochbringen ...

Die Fischsuppe kochte und spritzte aus dem Kessel, er zog ein paar Scheite aus dem Feuer und dachte, dass er dieses Jahr weder für zu Hause noch für die Hunde mit Fisch hatte vorsorgen können. Macht nichts, Verka würde Mischka zum Angeln schicken.

Daheim im Ort war alles in Ordnung. Er hatte ein großes Haus, einen Gemüsegarten mit Kartoffeln und ein Gewächshaus. Und seine Frau. Er war nie auch nur auf den Gedanken gekommen, sich Sorgen zu machen. Verka war ein harter Bro-

cken, sogar betrunken hatte er ein bisschen Angst vor ihr. Mit zweiundvierzig Jahren hatte sie Ljoschka, das vierte Kind, geboren. Olga war schon siebzehn, Mischka ein Jahr jünger und Ljuba acht. Sie hätte abtreiben können, aber sie hatte nicht mal mit der Wimper gezuckt. »Du bist die ganze Zeit im Wald. Olga ist in der Stadt. Mischka kriegst du nicht nach Hause – also sei's drum«, hatte sie mit einer Stimme gesagt, die keinen Widerspruch duldet, und sich abgewandt. Genka hatte nichts dagegen – wenn sie es will, dann bitte. Und nun tollte der einjährige Ljoschka herum und war aller Liebling.

Zu Hause war also alles in Ordnung. Alle hatten Arbeit. Im August hatten Mischka und er Kaviar produziert. Eine knappe Tonne war es geworden. Bei dem Gedanken verzog er das Gesicht. Früher hatte er so etwas nicht gemacht, aber nun hatten es die Bullen selbst vorgeschlagen. Die Fische zogen in rauen Mengen zum Laichen, so viele wie nie zuvor, und offenbar gab es nicht genügend Hände. Vielleicht hatte Wasska Semichwatski auch einfach nur einen Nachbarschaftsbesuch gemacht ... Genka hatte zugestimmt, kein schlechter Handel am Ende – er hatte einen gut erhaltenen Land Cruiser aus Wladiwostok beschaffen können, fünf oder sechs Jahre alt. Aber Geld hin oder her, ein unangenehmer Nachgeschmack war geblieben. Genka war Jäger bis ins Mark und mit der Regel aufgewachsen, dass in der Taiga nichts vergeudet werden darf, und nun hatte er mit eigenen Händen so viele Fische vernichtet. Über zweitausend Rogner – Mischka hatte sie gezählt. Nicht dass er niemals zuvor Kaviar produziert hätte, das kam natürlich vor, und ein Teil der Fische wurde weggeworfen, selbstverständlich, aber wenn alle weggeworfen wurden, das ging zu weit. Und wieso hatten die Bullen, die doch die Fische vor ihm schützen sollten, ihn auf diese Fische selbst angesetzt? Irgendetwas im Leben hatte sich zum Falschen verändert. Einer muss doch aufpassen, dachte Genka, lässt man uns einfach machen ...

Diese Sache machte ihm zu schaffen, er dachte nicht gerne daran. Für Zobel konnte man normalerweise genauso viel nehmen. Das war aber irgendwie anderes Geld. Und doch erschien Genka jetzt auch dieses Geld unehrlich. Er befürchtete instinktiv, dass all diese Veränderungen dazu führen könnten, dass auch hier, in seinem Jagdrevier, jemand auftauchen würde, um eine neue Ordnung einzuführen und ihm die Jagd zu verleiden.

Das Feuer war ausgebrannt, die Fischsuppe kochte längst nicht mehr, hatte sich geklärt. Unter dem rötlichen Fettfilm schwammen zerkochte Stücke von rötlichem Fischfleisch. Genka warf zwei Lorbeerblätter hinein und nahm den Kessel von den verkohlten Holzresten. Zog nachdenklich an der Zigarette, während er wie gewohnt in der Hocke saß. Die Erinnerung an die sinnlos vernichteten Fische war ihm unangenehm – allerlei Aberglaube kam ihm in den Sinn. Wenn sie sie legal gefangen hätten, wäre alles verwertet worden. Sogar der Appetit war ihm vergangen.

Aika, die in der Sonne gedöst hatte, stand auf und trottete in den Wald. Sie bellte dumpf, ohne das Maul zu öffnen. Tschingis schwieg, spitzte aber die Ohren. Genka kniff die Augen zusammen und musterte den Hang durch die nadelnden Lärchen hindurch. Stille, nur eine einsame Mücke sirrte leise am Ohr. Menschen tauchten hier selten auf, der Bär sollte sich schon zum Winterschlaf gelegt haben, obwohl manche noch herumstromerten ... Ich könnte einen Zottelbär erlegen, dachte er, als Futter für die Hunde.

Genkas Revier war groß, wie das eines jeden hauptberuflichen Jägers in ihrem Bezirk, über achtzigtausend Hektar. Es erstreckte sich fünfzig Kilometer den Flusslauf entlang. Das benachbarte Tal des Elgyn gehörte Kobjakow, und an den Oberläufen grenzte Genkas Revier an Saschka Lepjochins Grund an. Zwei Hütten hatten er und Saschka gemeinsam – an der Quelle der Juchta

und am Swetlenki. Saschka war allerdings vor drei Jahren im Suff mit dem Auto tödlich verunglückt, und im vergangenen Jahr hatte der Moskauer Schebrowski sein Revier übernommen. Er war im Hubschrauber eingeflogen, und abgeholt hatten sie ihn auch mit dem Helikopter – er hatte offenbar genügend Geld, um sich diesen Luxus leisten zu können.

Ein seltsamer Typ, dieser Schebrowski. Kein armer Mann, hatte die ganze Welt bereist und aus irgendeinem Grund das Revier gepachtet. In diesem Jahr war er wiedergekommen, hatte ein kleines Haus am Hafen gekauft und wollte Berufsjäger werden. Genka dachte darüber nach, ob Schebrowski die Taiga und die Jagd genauso liebte wie er selbst. Und womöglich sogar diese Jägerinsamkeit. Schwer vorstellbar. Schebrowski war unkompliziert im Umgang, trug die Nase nicht hoch, hatte eine Jagdausbildung gemacht, teilte seine Kenntnisse mit – Genka hatte den einen oder anderen Kniff von ihm übernommen – und war doch anders. Zu sehr Städter vielleicht? Mit Trofimytsh zum Beispiel war es viel einfacher.

In Genkas Revier standen elf Hütten, fast alle an der Juchta, an den Einmündungen von Quellbächen und Zuflüssen. Zwischen den Hütten waren zwölf bis fünfzehn Kilometer lange Pfade mit dem Buran gebahnt worden, doch Genka war erst einmal zu Fuß unterwegs. Den Motorschlitten setzte er nicht ein, weil zu wenig Schnee lag, er bevorzugte die Jagd mit den Hunden in der Stille. So stieg er gemächlich arbeitend von Hütte zu Hütte auf, öffnete die Fallen, bereitete Fisch für den Winter zu, schoss Auerhähne, Hasel- und Rebhühner als Köder und brachte die Hütten in Ordnung.

Um sieben Uhr morgens, es war noch dunkel, zog er los. Er nahm die Hunde und den Karabiner und wanderte in der Kälte – er fror an Händen und Ohren – den vertrauten Pfad am Fluss entlang. Es ging sich leicht. Auf dem Rücken trug er Koch-

geschirr, Dosenfleisch, Tee, Zucker, eine Reservehose, einen Pullover und fünf Fallen – man wusste ja nie. Das Beil hing an einer Gürtelschlaufe. Zufrieden darüber, dass er früh aufgebrochen war und einen langen Tag vor sich hatte, spähte Genka nach dem Flüsschen; man sah es in der Dunkelheit nicht, nur das Rauschen des sacht dahinfließenden Herbstwassers klang gedämpft herüber. Der Pfad schlängelte sich am angeschwemmten Eisgrieß entlang und kletterte immer höher hinauf.

Genka wechselte aus dem Basisquartier in die Hütte an der Sektscha. Bis dorthin waren es sechzehn Kilometer. Der Pfad führte zunächst an der Juchta entlang, nach etwa zehn Kilometern machte er eine Schleife oberhalb der Quelle des Nimat. Genka hatte vor, zu den höchstgelegenen Quellen hinaufzusteigen und dort nach Wild Ausschau zu halten. Wenn dort nichts wäre, wollte er den kleinen Bergausläufer überqueren und zur Hütte im Nachbartal hinuntergehen. Gegen drei oder vier Uhr wollte er in der Hütte sein. Die Hunde ließ er von der Leine, mochte kommen, was wollte.

Anständiger Frost, dachte Genka und rieb sich von Zeit zu Zeit die kalte Nase. Erstaunliche Sache – im Winter bei minus vierzig Grad friert es einen nicht so wie jetzt. Der Pfad mündete auf einen uralten Jakutenweg.

An der Juchta entlang war früher – zum Teil durch sein Revier – der Weg nach Jakutien verlaufen. Jahrhundertlang waren hier Ewonen mit ihren Rentieren hin- und hergezogen, dann hatten wilde Kosaken eine Schneise geschlagen, auf der Suche nach einem Zugang zum Meer. Vieles hatte man hier transportiert. Nach Osten ging es per Floß auf der Rybnaja und dem Elgyn, zurück nach Jakutien zog man auf diesem Landweg an der Juchta entlang über die Judomaer Hochebene hinauf. Berings Expedition hatte auf der Suche nach den Grenzen Eurasiens die ganze Ausrüstung für die Schiffe vom russischen Kernland an den Ozean geschafft: Taue, Anker, Kanonen. Über den

Elgyn war der Weg kürzer, es mussten aber auch zwei hohe Pässe überwunden werden.

Genka verstimmte dies. Es gefiel ihm nicht, dass einst Menschenmassen durch sein Revier gewandert waren. Manchmal schien es ihm sogar, als würde gleich eine Karawane aus zwei- bis dreihundert Packpferden um die Kurve biegen. Und das alles bei ihm im Revier. Oder es würden Zeiten anbrechen, da hier jeder wieder gehen und fahren könnte, wie es ihm beliebte.

Die Letzten, die diesen Pfad benutzt hatten, waren Hirten, die im Sommer die Rentiere nach Jakutien hinübertrieben. Das war fünfzehn bis zwanzig Jahre her, als die Rentierzuchtbrigaden der Kolchosen noch existiert hatten. Seither war er stellenweise zugewachsen.

Genka stieg zur Juchta hinunter; an einer Biegung stand ein behauener Baumstamm mit Resten von grünen Ziffern. Genka hatte diese Pfähle schon öfter betrachtet; er versuchte sich vorzustellen, wer in welcher grauen Vorzeit einen Baum übermannshoch abgesägt hatte, damit er auch im Winter zu sehen war. Und was war das für eine Farbe, die bis heute gehalten hatte? Die Pfosten markierten die Poststraße im Abstand von zehn Kilometern. Ziemlich große, längst eingestürzte Blockhütten standen noch dort, wo sich einst Poststationen in der Taiga befunden hatten. In seinem Revier gab es drei, Haufen alter Flaschen lagen daneben, offenbar war Schnaps drin gewesen.

Zu Genkas großer Verwunderung hatte er auf dem Pfad reichlich Arbeit. Wenn das Volk heute so uneinsichtig war und keinen Schritt zu viel um der allgemeinen Sache willen machte, dachte er, dann musste der Mensch vor zweihundertfünfzig Jahren schon von anderem Kaliber gewesen sein. Genka blieb stehen und sann darüber nach, wie mühsam es gewesen sein musste, diesen Weg mit Schmiedeäxten und Handsägen zu bahnen. Zehn Mann hätten mindestens eine Woche für diesen Steig zum Fluss hinunter gebraucht. Sein Blick blieb an den uralten Lär-

chen hängen, die an jene Zeiten erinnerten – die Schlitten, die den Abhang hinunterglitten, schlugen seitlich gegen die Bäume und hinterließen jahraus, jahrein ihre Spuren.

Und Genka, der manchmal davon träumte, eine Woche oder zwei so wie damals zu leben, als man die Zobel wie das Gold noch mit bloßen Händen raffen konnte, verlor sich in Gedanken. Wenn er eingespannt würde, um einen Weg zu bauen oder etwas über die Pässe zu schleppen ... Aber er würde dann schon einwilligen – für eine Woche wär's ganz spannend. Wie hatten die Menschen damals wohl gelebt? Er würde es schon aushalten.

Der Weg führte durch eine Furt ans andere Ufer zu Trofimysch. Zwei Jahre hatte der Alte nun schon nicht mehr gejagt. Hat aufgegeben, geht krumm und hat Augen wie Winterwasser ... Letztes Jahr war er schon so, bucklig, aber konnte noch krauchen, wollte aufbrechen ... Fuhr jedoch nicht los. Hatte sich fürchterlich aufgeregt, offenbar einen Herzanfall gekriegt. In diesem Jahr schleppte er die Klamotten wieder raus, hängte sie über den Zaun. Schaute mehrmals vorbei, fragte nach Lappalien, dabei war nicht zu übersehen: Etwas trieb den Alten um. Verka hatte noch gescherzt: »Wohin, Iwan Trofimysch? Du wirst irgendwo verrecken. Bleib lieber in der Nähe deiner Tochter. Die wird dich pflegen ...« Der alte Mann hörte ihr gar nicht richtig zu, war mit den Gedanken woanders, man konnte sehen, dass er viel darüber nachdachte und keine Lust hatte, über dieses Thema zu reden, aber plötzlich hob er den Kopf, sah Genka an und langte mit seinen gekrümmten Fingern nach der Zigarette, die in Genkas Mund qualmte, brach den Filter ab und warf ihn zum Ofen. Nach dem Infarkt war ihm das Rauchen strengstens verboten worden.

»Das wäre nicht übel, Verka ...« Der Alte nahm einen Zug und betrachtete den Stummel. »Ich sollte losgehen. Dort zu verrecken wär nicht schlecht. Besser, als hier wie ein Holzscheit rumzuliegen.« Er schwieg eine Weile, dann blickte er Genka an,